

Sehr geehrte Frau Senatorin,
werter Herr Dekan,
sehr geehrte Damen und Herren!

Ich freue mich, hier im Namen der Absolventen ein paar Worte sagen zu dürfen. Hinter uns liegt ein anspruchsvolles Studium und wir sind froh, heute mit Ihnen gemeinsam unser erstes Staatsexamen feiern zu können. Damit haben wir - auf unterschiedlichen Wegen und mit unterschiedlichen Methoden - ein erstes Ziel erreicht. Aber eben nur ein erstes Ziel. Ich möchte an dieser Stelle vor allem über das sprechen, was nun vor uns Absolventen liegt, was uns erwartet.

Wir haben es eben von Frau Aue vernommen: „Die Bundesagentur für Arbeit sieht mittel- und langfristig wieder bessere bis gute Perspektiven für junge Juristen.“ Ich habe in den letzten Tagen einmal in die Stellenanzeigen auf der Fachbereichs-Homepage geschaut, um herauszufinden, was von uns, den jungen Juristen, verlangt wird. Danach kommt es an auf – ich zitiere - : „Jugendlichkeit und Kreativität, Belastbarkeit in Stresssituationen, Neigung für analytisch-strukturelles Denken zum Verständnis und zur strukturellen Durchdringung von Aufgaben, erste Erfahrungen im Claim Management, Einsatzbereitschaft und Flexibilität“, Zitat Ende. Begriffe wie Teamfähigkeit, Überzeugungskraft und Verhandlungsgeschick in mehreren Sprachen sind fast schon Standards wie das Erste Staatsexamen.

Wenn man das liest, kann man sich schon fragen: Können wir das? Nehmen wir doch den zugegebenermaßen schon etwas abgedroschenen Begriff der „Teamfähigkeit“ einmal als Beispiel: Ist damit gemeint, dass man fähig sein soll, gemeinsam mit anderen Probleme zu lösen, Projekte zu entwickeln, sich auszutauschen? Das sind doch eigentlich Selbstverständlichkeiten. Oder „Neigung für analytisch-strukturelles Denken“: Ist das nicht eine der Fähigkeiten, die man in einem Jurastudium ohnehin in besonderer Weise entwickeln muss, um das Staatsexamen zu bestehen? Es entsteht schnell der Eindruck, dass normale Verhaltens- und Umgangsweisen mit Begriffen wie „Soft Skills“ oder „Schlüsselqualifikationen“ einen Stellenwert erhalten, der von Wesentlichem ablenkt – und vielleicht sogar ablenken soll. Natürlich sieht es gut aus, wenn man einen Rhetorik-Kurs besucht, sich schon im zweiten Semester auf Mediation spezialisiert

und ein halbes Jahr in London oder Genf studiert hat ist. Auch in fast jedem Lebenslauf zu finden: A-Grade im Common Law English und die Behauptung, an mindestens einem Moot Court „mit Erfolg teilgenommen“ zu haben. Wenn man aus eigener Erfahrung darüber nachdenkt, welche Leistungen man bringen muss, um solche Scheine zu bekommen, drängt sich der Schluss auf, dass auf dem Papier vor allem der schöne Schein zählt. Da wird dem hinterhergelaufen, was angeblich von jungen Juristen verlangt wird, und auch die Uni spielt dieses Spiel bis zu einem gewissen Grad mit.

Natürlich – die Ausbildung sollte sich am Berufsleben orientieren, aber müssen wirklich alle vermeintlich neuerdings benötigten Zusatzqualifikationen vermittelt werden und können sie eigentlich wirklich aktuell sein, mit all dem Vorlauf, den eine Umgestaltung der Lehrpläne zwangsläufig mit sich bringt? Da wäre es doch vielleicht sinnvoller, sich noch mehr aufs Wesentliche zu konzentrieren: Das Wissen zu vermitteln, das im Staatsexamen abgefragt wird. Das Angebot ist ja auch da: Ich selbst habe mich –in Anführungsstrichen- „nur“ mit dem Unirep und einer privaten Lerngruppe erfolgreich aufs Examen vorbereitet, wir waren aber damit wohl immer noch deutlich in der Minderheit. Ich glaube, das Wichtigste ist, den Studenten etwas mitzugeben, das sie in die Lage versetzt, sich auch später immer wieder in neue Aufgabengebiete einzuarbeiten und sich an Unbekanntes heranzuwagen: Selbstvertrauen.

Wir Absolventen haben es ja vor Kurzem erst im Examen erlebt: Entscheidend ist, mit unbekanntem Situationen umgehen- und auch, wenn man sich nicht hundertprozentig sicher ist, Entscheidungen treffen zu können. Man muss sich etwas zutrauen. Und das kann man dann, wenn man weiß, wo die eigenen Stärken liegen, und die sind nun mal bei jedem anders. Wer weiß, dass er irgendetwas besonders gut kann, traut sich auch in anderen Bereichen mehr zu und findet vielleicht Lösungen, die besser sind, als vom Repetitor eingepacktes Detailwissen.

Und doch geht das Spiel nach dem Examen gleich weiter: Das, was dabei herauskommt, wird sofort wieder instrumentalisiert und als unverrückbare Wahrheit in den Lebenslauf gemeißelt: Die Examensnote. Wenn uns Absolventen eine Erfahrung der letzten Wochen und Monate eint, dann wohl die: Jeder, der im weitesten Sinne

etwas vom juristischen Berufsleben versteht und mitbekommt, dass man das Erste Staatsexamen gemacht hat, fragt nur nach dem einen: „Welche Note?“ – Fragen nach der Zufriedenheit mit dem Erreichten oder den nächsten Plänen kommen fast nicht vor – nur eins: „Welche Note?“ – Sicher, wer ordentliche Klausuren schreibt, wird in der Regel kein schlechter Jurist sein. Doch als Scharfrichter für den weiteren Lebensweg taugt diese Fixierung auf die Examensnote nur bedingt. Nuancen in der Bewertung, Zufälligkeiten und die Tagesform können den entscheidenden Unterschied ausmachen. Zusätzlich wird in der Öffentlichkeit das Bild vermittelt, nur mit einem so genannten Prädikatsexamen wäre der Zugang zum juristischen Arbeitsmarkt gesichert. Alle anderen könnten sich gleich in die Masse der sogenannten "Working Poor" einreihen.

Ist das eigentlich wirklich so? Die Lebenswege der heutigen Absolventen werden sicherlich sehr unterschiedlich verlaufen. Einige bleiben erstmal an der Universität, promovieren vielleicht, andere gehen ins Referendariat beziehungsweise warten darauf..., wieder andere entscheiden sich dafür, als Diplom-Jurist sofort ins Berufsleben einzusteigen. Warum soll das alles nicht auch mit einer etwas schlechteren Note erfolgreich möglich sein? Wenn man den Studenten die Angst nehmen könnte, dass die Examensleistung allein über Wohl und Wehe des weiteren Lebens entscheidet, wären sicherlich viele in der Lage, wesentlich bessere Leistungen zu bringen und würden sich vielleicht auch früher überlegen, was sie wirklich können und vor allem wollen.

Wenn sich mehr von ihnen trauen würden, früher ins Examen zu gehen, wären die einzigen, die dann wohl mit Umsatzeinbußen rechnen müssten, die privaten Repetitoren, aber die könnten ja dann vielleicht Kurse im „claim management“ oder im „fluently German speaking“ anbieten.

Es wäre jedenfalls schön, wenn von den heute verabschiedeten Absolventen es möglichst viele schaffen könnten – unabhängig von aufgemotztem Lebenslauf und Examensnote – nach den eigenen Stärken zu suchen und mit etwas Mut und Selbstvertrauen ein Tätigkeitsfeld zu finden, das ihnen Freude und Erfüllung bereitet.

Vielen Dank